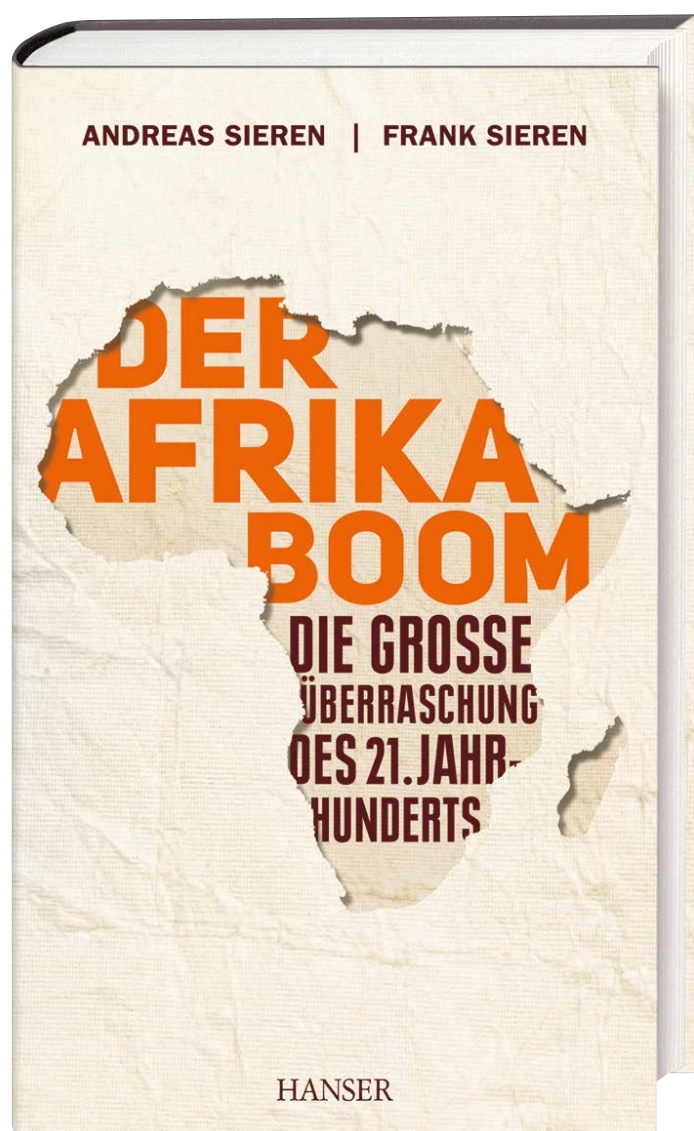


Leseprobe aus:

Frank Sieren / Andreas Sieren
Der Afrika-Boom



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER

Andreas Sieren | Frank Sieren

Der Afrika-Boom

Die große Überraschung des 21. Jahrhunderts

HANSER



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Alle Rechte, auch die der Übersetzung, des Nachdruckes und der Vervielfältigung des Buches oder von Teilen daraus, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung – mit Ausnahme der in den §§ 53, 54 URG genannten Sonderfälle –, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

© 2015 Carl Hanser Verlag München

Internet: <http://www.hanser-literaturverlage.de>

Lektorat: Sonja Banze, Martin Janik

Herstellung: Andrea Reffke

Umschlaggestaltung und Motiv:

Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-446-44306-8

E-Book-ISBN 978-3-446-44321-1

*Für Anna und Michael in Johannesburg
und Leo und Tim in Peking,
für die das boomende Afrika
selbstverständlich sein wird*

Inhalt

Nachruf Peter Scholl-Latour	9
--	----------

Die große Überraschung des 21. Jahrhunderts	13
--	-----------

Kapitel 1 Hakuna Matata	31
Afrikas neue Mittelschicht	

Kapitel 2 Tiger im Tank	63
Afrika als Energielieferant	

Kapitel 3 Schaffa, schaffa Großstädte baua . .	97
Afrikas Infrastruktur	

Kapitel 4 Pro Bono	127
Vom Ende der Armut	

Kapitel 5 Problemzonen	149
Die Schwächen Afrikas	

Kapitel 6 Der verlorene Sohn	201
Wie China und die USA um Afrika kämpfen	

Kapitel 7 Maschendrahtzaun	229
Die EU und Afrika	
Kapitel 8 Ohne BRICS geht nix.	257
Der Aufstieg ohne den Westen	
Zusammenfassung	277
Danksagung	287
Register	289

Nachruf Peter Scholl-Latour

Wir haben uns vor Jahren im Flugzeug von Peking nach Frankfurt kennengelernt. Ich saß zufällig neben Dir. Eigentlich wollten wir uns beide nicht unterhalten. Doch es kam anders. Wir sprachen über China. Stunden vergingen. »Wir essen nichts«, sagtest Du irgendwann der Flugbegleiterin, »aber den Kaviar und den Wodka können Sie hierlassen.« In Frankfurt hast Du das Flugzeug in einem viel aufrechteren Gang verlassen als ich. Aber aufrechter Gang war eh Dein Ding.

Es war der Beginn einer ungleichen Freundschaft, die ich nun vermisse. Ich habe viel von Dir gelernt: Zum Beispiel, dass man schon selbst vor Ort nachschauen muss und erst danach urteilt. Oder dass es sehr nützlich ist, nicht darauf zu schauen, was die anderen glauben und meinen.

Der qualifizierte Widerspruch hat Dich dennoch immer interessiert. Auch deshalb hast du Eva geheiratet. Du konntest so herrlich schmollen, wenn sie am Ende doch wieder einmal recht hatte. Peter, das wird jetzt schwer ohne Eva.

Deine scharfen Töne waren die leisen. Und scharfsichtig warst Du bis zum Schluss. Auch mal ungehalten, wenn es sein musste. Am besten waren Deine genuschelten Schärfen voller Urteilskraft. Bis zuletzt warst Du erbost über den Unwillen Deiner Kollegen und vieler Politiker, wenigstens die einfachste Übung der Globalisierung zu versuchen: den Perspektivwech-

sel. Erst einmal herauszufinden, warum Menschen so denken und handeln, wie sie denken und handeln. Das war Deine Methode. Und mit jedem Jahr, in dem die Welt sich enger vernetzte, erschienst Du damit zeitgemäßer.

Die deutschen Romantiker unter den Politikern und Journalisten mochtest Du nie. Sie hatten im Arabischen Frühling ihren Ringelpiez. Du lagst richtig mit Deinen düsteren Prognosen. Wieder einmal. Wie schon im Irak und Afghanistan oder damals mit den Amerikanern in Vietnam. Nun geht es den Menschen, wie Du von Anfang an befürchtet hast, schlechter denn je in Libyen und Ägypten. Und wie es den Menschen am Ende geht, war Dir immer wichtig, schon in deinem allerersten Buch Anfang der 1960er-Jahre *Matata am Kongo*. Afrika hast du nie im Stich gelassen.

Auch die deutschen Soldaten in Afghanistan waren Dir näher als die Beamten im Verteidigungsministerium. Angesichts der Naivität und Gleichgültigkeit vieler Politiker hat es Dir am Ende keinen Spaß mehr gemacht, richtigzuliegen. Recht haben wolltest Du sowieso nie. Deine Mischung aus Bescheidenheit und Aufmüpfigkeit ist selten. Jetzt ist sie noch seltener. Im Journalistenrudel hast Du Dich nie wohlfühlt. Aber Deine Meinung war unter den Kollegen sehr gefragt.

Dein Lehrling bin ich gerne gewesen, immer wieder auch, was China betrifft, ohne dass Du Dich auch nur eine Sekunde als Meister empfunden hättest. Und das, obwohl Du über 40 Jahre älter warst. Unsere Gespräche waren immer Gespräche, keine Lehrstunden.

Es ging einmal um die Welt, wenn wir zusammensaßen, ob im Berliner Borchardt, in Ding Dings kleinem Hofhausrestaurant in der Pekinger Altstadt, in Rhöndorf am Rhein oder in Tourrettes-sur-Loup in den Bergen von Nizza, in einer dieser lauen Nächte. Und auf der Frankfurter Buchmesse haben wir bei einem Glas Champagner in einer dieser Verlagskabinen gehockt, kaum größer als eine Umkleidekabine. Gespräche waren Dir immer lieber als Interviews. Wir gingen erst wieder raus, als

der Sauerstoff knapp wurde. Menschenmassen hast Du geduldig ertragen, gemocht hast Du sie nie.

Die Etikette von Talkshows hat Dich nie interessiert. Wenn Dich eine Talkerin mal wieder über ihr Stöckchen springen lassen wollte, hast Du Dich ihr verweigert und gerade mit Deiner Einsilbigkeit allen klargemacht, was Du denkst.

Gehört werden wolltest Du aber schon. Bis zuletzt. Jedes Jahr hast Du ein Buch geschrieben. Dazu musste Dich Dein Verleger nicht zwingen. Jedes Mal hast Du dafür gearbeitet, als gebe es kein nächstes, und warst am Ende stolz darauf, als sei es Dein erstes.

Genau so habe ich Dich vor einigen Wochen zuletzt gesehen, körperlich vom Krebs geschwächt, aber geistig wach wie stets und vertieft in Dein Manuskript über den Dächern von Charlottenburg. Es ging wieder einmal um das Scheitern des Westens im Orient. *Der Fluch der bösen Tat* ist jetzt tatsächlich Dein letztes.

Doch immerhin hast Du es im März zu Deinem 90. Geburtstag im Berliner China Club noch mal richtig krachen lassen. Es war meine erste Ü-90-Party mit Reinfeyern. Nicht schlecht. Helmut Schmidt und Du, ihr habt im Duett über die Weltpolitik gewettert und dabei die beiden Alten auf dem Balkon der Muppet Show um Längen geschlagen. Immer wieder habt ihr euch getroffen. Einmal, hast Du mir schmunzelnd erzählt, habt ihr eine Stunde über die Weltlage und eine Stunde über Hörgeräte gesprochen. Dabei fällt mir Dein TV-Gespräch mit Schmidt bei Beckmann ein. Das war großes Fernsehen. Da konnte jeder sehen, was Respekt bedeutet. Das ist ja nicht immer so unter den großen Alten, die übrig bleiben. Und dem ironischen Zusammenschnitt eures Auftritts von Harald Schmidt unter dem Titel »Schweigen ist Gold« wünsche ich noch viele Klicks auf YouTube: Du hast sehr gelacht über Dich, als wir das angeschaut haben.

Das eine oder andere Buch von Dir hätte ich schon noch gelesen und gerne das ein oder andere Steak Tartare mit Dir ge-

Nachruf Peter Scholl-Latour

gessen. Und ich hätte mir gewünscht, dass Du dieses Buch noch gegenliest. Das geht nun leider nicht mehr.

Mein lieber Scholli – Du bist viel zu früh von uns gegangen.

Frank Sieren, Peking, 16. August 2014

Die große Überraschung des 21. Jahrhunderts

Afrika ist fast so groß wie der Mond. Die Fläche des Kontinents ist größer als die der USA, Chinas, Indiens, Japans und Europas zusammen. In Afrika leben heute 1,1 Milliarden Menschen. 2050 könnten es schon zwei Milliarden sein. Eine Mittelschicht von 300 Millionen Menschen ist inzwischen entstanden, die konsumieren wie die Menschen anderswo auch. Sie ist größer als die Mittelschicht Indiens. In keinem anderen Kontinent wachsen die Mobilfunkkunden so schnell wie in Afrika. Neue moderne Megastädte entstehen. Sechs von zehn der am schnellsten wachsenden Ökonomien der Welt liegen in Afrika. Die Wirtschaft in den afrikanischen Vorreiterstaaten wächst heute schon dynamischer als in Asien. Seit einer Dekade legt Subsahara-Afrika mit jährlich über fünf Prozent zu. 2014 waren es sogar über sechs, bei einer moderaten Neuverschuldung in Subsahara-Afrika von 3,9 Prozent des BIP und einer mäßigen Inflation von sechs Prozent. Auch die Auslandsverschuldung ist nicht mehr belastend, seit dem großen Schuldenerlass 2005. Der Grund: Der Kontinent ist eines der wichtigsten Rohstofflager der Welt, das nicht nur vom stark schwankenden Ölpreis abhängig ist. Öl, Gold, Diamanten, Platin, Uran, Nickel und Kupfer gibt es in Afrika ebenfalls in Hülle und Fülle – von einigen ist Afrika weltweit der Hauptproduzent. Alles Rohstoffe, die vor allem die asiatische Industrie als Fabrik der Welt drin-

gend braucht. Und kaum jemand im Westen weiß, dass 60 Prozent der heute weltweit nicht genutzten Landwirtschaftsflächen in Afrika liegen. Um ein Gefühl für das Potential zu bekommen, was sich hinter modernen Anbaumethoden verbirgt: Seit 1960 wuchs die weltweite Agrarproduktion pro Ackerfläche um 145 Prozent, in Afrika schrumpfte sie im gleichen Zeitraum um zehn Prozent.

Um es kurz zu machen: Der Afrika-Boom war überfällig. Er ist nur eine historische Überraschung für diejenigen, die bisher keine Zeit fanden, sich mit dem Kontinent zu beschäftigen. Aber auch sie kommen um Afrika nicht mehr herum. »Ich sehe Afrika als die nächste große Erfolgsstory der Welt«, sagt inzwischen selbst US-Präsident Barack Obama, der als erster Präsident afroamerikanischer Herkunft aus innenpolitischen Erwägungen mit solchen Äußerungen leider vorsichtig sein muss. Die konservativen Weißen sind schnell dabei, ihn der Vetternwirtschaft zu bezichtigen. Mit großen Erfolgsaussichten.

Die meisten Menschen im Westen können nach wie vor nicht glauben, dass Afrika boomt. Mit dem Schwarzen Kontinent verbinden die meisten Europäer und Amerikaner noch immer Armut, HIV/Aids, Ebola, Krieg und Terrorismus. Sie nehmen die aktuelle Entwicklung nicht wahr – während die Asiaten, allen voran die Chinesen, aber auch die Inder und Südkoreaner, schon lange und eng mit den Afrikanern zusammenarbeiten und Geschäfte machen. Die Asiaten haben keine Anwendungen postkolonialer Herablassung. Viele kommen aus Ländern, die selbst einmal kolonisiert waren. Sie sind nachsichtiger gegenüber den Schwächen Afrikas, weil bei ihnen selbst noch nicht alles perfekt läuft und sie in Aufbruchszeiten leben. Umgekehrt sind die Emerging Markets den Afrikanern denn auch näher als die westlichen Gesellschaften, die ihren Zenit erreicht haben, bei denen die Schulden so hoch und die Sozialsysteme so teuer sind und die Wirtschaft so schwach ist, dass man sich Neuem nicht mehr öffnen mag, selbst wenn das Neue mit großen Chancen verbunden ist.

Vor allem jedoch kennen die Chinesen und Inder das, was die Afrikaner jetzt erleben, noch aus eigener Erfahrung. Sie haben einen ähnlichen Aufstieg von großen Teilen der Bevölkerung aus einer einfachen Bauerngesellschaft in eine Industriegesellschaft erlebt. Sie wissen noch sehr genau, was dies bedeutet und was man in relativ kurzer Zeit schaffen kann. Allein die zwanzig Jahre chinesischer Investitionen in Afrika haben dem Kontinent mehr geholfen als ein halbes Jahrhundert westlicher Entwicklungshilfe.

Am Westen dagegen geht der Afrika-Boom weitgehend vorbei. Nicht nur an den Medien und damit an der Aufmerksamkeit der Europäer und Amerikaner, sondern auch an weiten Teilen der Wirtschaft – vor allem der Deutschen. Überraschungen sind nett bei Kindergeburtstagen. Im geostrategischen Kräftespiel können sie sehr unangenehm sein. Paart sich Ahnungslosigkeit mit Arroganz, macht sie den Überraschten zum Düpierten, der nichts mitbekommen hat und dadurch in die Defensive gerät. Im Falle Afrikas müssen sich die Düpierten nun eingestehen, dass der Aufstieg des Kontinents eine Normalität ist, die nur lange auf sich warten ließ.

Ja, Afrika ist unübersichtlich: Die 20 Länder mit der größten ethnischen Diversität weltweit liegen ausnahmslos in Afrika. Kein Kontinent hat mehr Religionen und mehr Sprachen als Afrika. Aber die Afrikaner sind nicht – wie es viele im Westen glauben, die Afrika als hilflosen Sonderfall der Geschichte sehen – schlechter geeignet, einen Boom zu entfachen, als andere Menschen. Nur müssen wie anderswo in der Welt auch die Voraussetzungen dafür vorhanden sein. Es lohnt wieder ein Blick auf die historische Parallele: Unter Mao Zedong war ein Wirtschaftswachstum wie in den 1980er-Jahren in China auch nicht möglich. Noch in den 1970ern waren die Zweifel im Westen sehr groß, ob die Chinesen das je schaffen würden. Damals konnte sich kaum jemand vorstellen, dass die besten Hightech-Produkte der Welt einmal in der Volksrepublik hergestellt werden würden und westliche Unternehmen Schlange stehen, um ihre Produkte in China verkaufen zu dürfen.

Die Skeptiker sollten nicht vergessen: Von Ausnahmen abgesehen, wie Ghana in den 1950er Jahren, waren in Afrika die Umstände sehr lange sehr viel ungünstiger als in anderen Weltregionen. Woran der Westen mit seiner Kolonial- und Postkolonialpolitik nicht unschuldig ist. Mag der Aufschwung in Afrika ein wenig länger dauern als in Asien. Mag China die viel effizientere Verwaltung haben, mag es bremsen, dass Afrika aus 54 einzelnen Ländern besteht – der Weg nach oben wird der gleiche sein.

Wir erleben derzeit den Befreiungsschlag. Und dass die Jüngsten in einer Familie zu den Verwöhntesten gehören, aber gleichzeitig auch die Pfffigsten sind, gilt auch für den Aufstieg von Ländern. Das sind die Umstände, unter denen Afrika gegenwärtig aufsteigt, und die Mentalität, die den Boom begleitet.

Der Kontinent wird ein Teil der eng vernetzten Weltwirtschaft. Neue Megastädte entstehen, wie Modderfontein in der Nähe der südafrikanischen Metropole Johannesburg, eine Acht-Milliarden-US-Dollar-Investition für 100 000 Menschen. Oder Konza Techno City, eine 15-Milliarden-US-Dollar-Investition in Kenia für 185 000 Menschen, eine halbe Autostunde von der Hauptstadt Nairobi entfernt. Dabei gibt es schon jetzt 46 Millionenstädte in Afrika, in Europa dagegen nur 23. Eisenbahnlinien werden nun endlich saniert, wie die vor 120 Jahren gebaute Strecke zwischen Mombasa und Nairobi, die in dem Film *Jenseits von Afrika* weltberühmt wurde. Häfen wie Durban Dig-Out Port in Südafrika und Bagamoyo in Tansania werden mit Milliardeninvestitionen errichtet, um nur einige Beispiele zu nennen. Die selbstbewusste Mittelschicht nimmt ihren Aufschwung nun in die Hand. Sie zelebriert ihren wirtschaftlichen Erfolg und konsumiert mit noch größerer Lust als die Mittelklasse im Westen. Gleichzeitig fordert sie ihre Regierungen. Sie sollen sich nun gefälligst an allgemeingültige Spielregeln halten und im Dienst des Volkes stehen, statt sich selbst zu bereichern. Sie warten nicht mehr auf die Hilfe des Westens, sondern entwickeln sich ihre Hightech-Produkte inzwischen

selbst. Produkte, die ihr Leben beschleunigen und ihre Chancen erhöhen.

Mit dem in Kenia entwickelten Banking Tool M-Pesa überweisen inzwischen 18 Millionen Menschen ihr Geld über Handys, ohne dass sie über ein reguläres Konto verfügen müssen. Das sind mehr als zwei Drittel der erwachsenen Bevölkerung, die Geld im Wert der Hälfte des Bruttoinlandsprodukts Kenias herumschicken. Und Technologietransfer ist nun auch für Afrika keine Einbahnstraße mehr. M-Pesa trat aus Kenia seinen Siegeszug um die Welt an. Inzwischen kann man in Afghanistan damit bezahlen, und in Indien hat das Programm bereits über eine Millionen Kunden. Seit 2014 ist M-Pesa auch in Europa erfolgreich: Es wurde in Rumänien eingeführt. M-Pesa ist kein Einzelerfolg: Ein ähnliches System in Nigeria hatte 2014 bereits über 1,3 Millionen User. Im Sudan und in Gabun wickeln bereits jeweils die Hälfte der Erwachsenen ihre Geldgeschäfte mobil ab. Das sind die neuen Geschichten aus Afrika. So wie die eines jungen 28-jährigen angehenden Arztes aus Ghana namens Bright Simon. Er hat eine simple Text-Message-Lösung erfunden, mit der man gefälschte Medikamente entlarven kann. Die Medikamente werden mit einer Nummer versehen, die man aufrubeln kann und zur Echtheitsprüfung dann ins Handy eingibt. Laut Schätzungen der Weltbank sind etwa ein Drittel der Medikamente in Afrika gefälscht. »In zehn kurzen Jahren«, sagt Ruandas Präsident Paul Kagame »wurde aus dem Luxusprodukt Mobiltelefon in Afrika ein grundlegendes alltägliches Gebrauchsgerät.«

Die westliche Berichterstattung über den Kontinent trägt währenddessen eher dazu bei, die Klischees des Kontinents zu festigen, als seinen Wandel zu dokumentieren. Boatpeople, Terrorismus, kriegerische Konflikte, die Klischees halten sich hartnäckig.

Das gilt 2014 für die Berichterstattung über Ebola. Ebola wird Afrika nicht um »Jahrzehnte zurückwerfen«, wie in einer deutschen Zeitung zu lesen war. Nicht einmal das Wachstum

des Kontinents im Jahr 2014 hat die Epidemie groß beeinflusst. Und selbst in den betroffenen Ländern wird der Wirtschaftsaufschwung nur kurz einbrechen. In Südafrika war Ebola, im Unterschied vor allem zu Deutschland und den USA, im Herbst 2014 kein wichtiges Thema in den Medien. Ein Kontinent, der jährlich 500 000 Malaria-Tote aushalten muss, wird auch 10 000 Ebola-Tote seit 1976 aushalten können, so tragisch diese Entwicklung auch ist, vor allem, weil sie hätte vermieden werden können.

Der Terrorismus ist ebenfalls kein Zeichen, dass der Kontinent es nicht schaffen wird. Der Terrorismus ist im Gegenteil eine brutale Reaktion auf Staatsversagen, aber eben auch auf die erfolgreiche Modernisierung. Zum Glück ließen sich die afrikanische und internationale Wirtschaft von der Berichterstattung nicht in die Irre führen. Die Global Pulse Confidence Index-Umfrage unter über 2400 Geschäftsführern weltweit, darunter 152 aus Afrika, zeigte, dass sich die sehr positive Einstellung zum Kontinent im 3. Quartal 2014 nicht verändert hat, während sie in Asien, Europa und Amerika leicht absackte. Die Terroristen morden in Ländern wie Kenia oder Nigeria, die wirtschaftlich an der Spitze der Entwicklung in Afrika stehen. Die Boko-Haram-Bewegung, deren Name so viel bedeutet wie »westliche Bildung ist Sünde«, schreckt sogar nicht davor zurück, große Gruppen von Schulkindern zu entführen, um so die Einführung der Scharia in ganz Nigeria und das Verbot westlicher Bildung durchzusetzen. Diese Terroristen sind ja angetreten, um die Moderne zu bekämpfen. Sie wollen den dunklen, stromlosen Kontinent, den Analphabetismus, weil sie in diesem Umfeld einfacher Gläubige für ihren Fanatismus rekrutieren können.

Und auch die kriegesischen Auseinandersetzungen sind längst nicht mehr so beherrschend, wie sie es mal waren. Zweifellos waren die afrikanischen Kriege brutal, langwierig und unübersichtlich. Der Guerillakrieg in Uganda beispielsweise, der erst 2008 beendet wurde, galt als einer der weltweit brutalsten

und blutigsten. Und manche Konflikte wie der Krieg in Mali dauern seit der vorkolonialen Zeit bis heute an. In Mali kämpfen die Tuareg sogar untereinander, generell kämpfen die Nomaden gegen die Sesshaften. Doch 90 Prozent der Afrikaner leben inzwischen in Frieden. Und wo es Krieg gibt, wie etwa an der Grenze zwischen Südsudan und Sudan, liegt das nicht zuletzt daran, dass der Westen mit seinen Interessen hier seine Finger im Spiel hat. Frieden war dabei nicht immer das erste Ziel der westlichen Politik.

Afrika ist zudem – um auch mit diesem Klischee aufzuräumen – längst nicht mehr gleich Armut. Die Armut geht zurück, wenn auch nicht so schnell, dass die ehrgeizigen Millenniumsziele der Vereinten Nationen erreicht wurden. Die sahen vor, zwischen 1990 und 2015 den Anteil der Menschen zu halbieren, die von weniger als 1,25 US-Dollar pro Tag leben müssen. Das war nicht zu schaffen. Aber trotzdem gibt es Erfolgsmeldungen: Der afrikanische Anteil der sehr Armen ist von 56 Prozent im Jahr 1990 auf 48 Prozent im Jahr 2010 gefallen. 2000 hatten 60 Prozent der afrikanischen Kinder eine Grundschulausbildung, inzwischen sind es bereits 78. Tendenz steigend. Die Kindersterblichkeitsrate hat sich zwischen 1990 und 2012 auf knapp zehn Prozent halbiert. Auch die HIV/Aids-Infektionsraten haben sich zwischen 2001 und 2012 halbiert. Epidemien sind viel seltener geworden (Kapitel 5).

Afrika ist nicht mehr gleich Armut. Aber Afrika ist auch nicht gleich Afrika. Dass Flüchtlinge und Migranten in Schlauchbooten versuchen, die italienische Küste zu erreichen, ist noch ein sehr deutliches Zeichen, dass der Aufschwung längst nicht alle Menschen auf dem Kontinent erfasst hat. Der Entwicklungsabstand zu China, dem Spitzenreiter der aufsteigenden Länder, ist noch sehr groß. Chinas Wirtschaft ist viermal so groß wie die ganz Afrikas. Niemand flüchtet mehr aus China. Allerdings geben die afrikanischen Flüchtlinge nicht den Entwicklungstrend des ganzen Kontinents wieder, auch wenn ihre Zahl 2014 mit weit über 50 000 stark angestiegen ist. Dies hat vor allem mit

Entwicklungen in Nordafrika zu tun und mit falschen Informationen der Schlepperbanden über Europa, wo angeblich Milch und Honig fließt, aber nicht mit der Verschlechterung der Lage des gesamten Kontinents.

Im Gegenteil: Der wirtschaftliche Aufschwung sorgt dafür, dass es der Mehrheit der Afrikaner jedes Jahr besser geht.

Aufschwung statt Aufpäppeln, Investitionen statt Entwicklungshilfe – an diesem Punkt sollte die europäische Afrika-Politik ansetzen. Auch im eigenen Interesse. Licht und Strom, Entwicklung und Aufschwung sind die besten Mittel gegen Krankheiten, Terrorismus und Flüchtlingsströme. Der Westen sollte alles tun, Afrika in dieser Frage zu helfen. Weltbank-Chef Jim Yong Kim, ein Amerikaner südkoreanischer Herkunft, geht ein wenig zu weit, wenn er von einer »Energieapartheid« in Afrika spricht. Denn dieser Begriff unterstellt, dass die Welt Afrika absichtlich nicht ans Licht lassen will. Aber Fahrlässigkeit oder auch nur Gleichgültigkeit der entwickelten Welt in Verbindung mit schlechter lokaler Regierungsführung haben schon dazu geführt, dass es in Afrika heute noch dunkler ist, als es sein müsste. Die über eine Milliarde Afrikaner haben so viel Strom wie elf Millionen Belgier. Erschwerend kommt hinzu, dass in Ländern wie der Demokratischen Republik Kongo, deren Infrastruktur in einem langen Bürgerkrieg sehr gelitten hat, es nur knapp 50 Prozent des Stroms in die Steckdosen schaffen. Deshalb kochen 80 Prozent der Menschen in Subsahara-Afrika noch mit Holz oder anderer Biomasse, in Licht aus Öllampen oder manchmal mit Strom aus Dieselgeneratoren, die mit teurem Diesel gefüllt werden müssen. Sicherlich liegt es auch am Unvermögen und der Korruption von afrikanischen Regierungen, in den vergangenen Jahrzehnten in ihren Ländern die Infrastruktur aufzubauen. Aber es wurde auch zu wenig investiert, vor allem der Westen hat sich sehr zurückgehalten. Das ändert sich nun. Die Weltbank schätzt, dass bisher 600 Milliarden US-Dollar aus dem Ausland in Infrastruktur investiert wurden. Führend sind die Chinesen, gefolgt von Indien und im Maghreb

den Golfstaaten. Nun zieht der Westen nach (Kapitel 3 und 4). Doch die Chinesen warten nicht auf den Westen. Im November 2014 unterzeichnete China einen Vertrag über den Bau einer Eisenbahnlinie entlang der Küste Nigerias. Mit fast 12 Milliarden US-Dollar ist es das größte Infrastrukturprojekt, das die Chinesen in Afrika stemmen. Der Bau der rund 1400 Kilometer langen Strecke soll während der Bauphase 200 000 Stellen und dauerhaft 30 000 Jobs für Nigerianer schaffen.

Manche pfiffige Deutsche spielen noch mit. In Algerien baut KSP Jürgen Engel Architekten, eines der führenden deutschen Architektenbüros, seit 2013 mit dem chinesischen Baukonzern China State Construction Engineering Corporation (CSCEC) die größte Moschee Afrikas, und nach Mecca und Medina in Saudi Arabien die drittgrößte der Welt. Chinesen haben sich gegen einen libanesisch-italienischen und einen algerisch-spanischen Baukonzern durchgesetzt. Die Moschee für 120 000 Menschen kostet über 1,3 Milliarden Euro und wird 2017 fertiggestellt sein. Wachstumszahlen und Einzelprojekte lassen den Afrika-Boom nicht plastisch werden. Um ein Gefühl für die Dimension des Afrika-Booms zu bekommen, sollten wir uns von Norden nach Süden stichpunktartig ansehen, welche Anstrengungen einzelne Länder auf dem Kontinent unternehmen, allein um das Stromproblem in den Griff zu kriegen. Gleichzeitig wird dabei auch deutlich, in welchem Maß die Süd-Süd-Kooperation die Nord-Süd-Abhängigkeit bereits abgelöst hat (Kapitel 6).

Algerien wird seine Stromversorgung bis 2017 verdreifachen. Dazu entstehen sechs Gaskraftwerke, von denen fünf von südkoreanischen Unternehmen gebaut werden und eines von einem spanischen Hersteller.

Die Regierung in Ägypten installiert 30 Gigawatt bis 2020 neu. Das wichtigste Projekt dort wird vom Nahen Osten finanziert: das 1,9-Gigawatt-Dampfkraftwerk Helwan.

Senegal baut mit deutscher Hilfe die erneuerbaren Energien aus. Das wichtigste Projekt jedoch ist ein 600 Millionen US-

Dollar teures Kohlekraftwerk, das 2015 ans Netz gehen soll. Gebaut wird es von den Südkoreanern.

Selbst der von Krieg gebeutelte und vor vier Jahren geteilte Sudan hat bereits neue Wasserkraftwerke, die insgesamt 3,7 Gigawatt produzieren. Gebaut wurden sie von den Chinesen, finanziert von Kuwait und Saudi-Arabien. Wichtigstes Projekt war jedoch der Merowe-Staudamm, einer der größten Afrikas. 1,2 Milliarden US-Dollar wurden investiert. Nur die Turbinen bei diesem Projekt kamen noch aus dem Westen. Sie wurden von den Franzosen geliefert.

Äthiopien will sogar eines der führenden Kraftwerksländer Afrikas werden und 60 Gigawatt bis 2040 aufbauen. Eines der wichtigsten Projekte ist der fünf Milliarden US-Dollar teure Grand-Renaissance-Staudamm, der, wenn man sich mit Ägypten einigt, ab 2017 sechs Gigawatt produzieren soll. Ein Drittel finanzieren die Chinesen. Zwei Drittel finanziert die Regierung selbst über Anleihen.

Das kleine 20-Millionen-Menschen-Land Kamerun investiert eine Milliarde US-Dollar in ein Wasserkraftwerk mit 450 Megawatt Kapazität. Hier bauen immerhin noch die Amerikaner.

In der Demokratischen Republik Kongo wird gleichzeitig der Grand-Inga-Damm, das weltweit größte Staudammprojekt, geplant. Das Geld kommt von der Weltbank, der Afrikanischen Entwicklungsbank und anderen Investoren. In der ersten Phase, die 2020 abgeschlossen ist, soll der Damm 4,6 Gigawatt produzieren. Kosten: 14 Milliarden US-Dollar. Wenn alle Phasen abgeschlossen sind, wird er inklusive der Stromtrassen 80 Milliarden US-Dollar gekostet haben.

Auch Gabun setzt vor allem auf Wasserkraft, die gut die Hälfte des Stroms liefert. Das größte Projekt ist ein knapp 400 Millionen US-Dollar teures Wasserkraftwerk, das die Chinesen bauen.

Die Kenianer investieren 1,2 Milliarden US-Dollar in Solarenergie und bauen derzeit große Windkraftanlagen. Ein neues Atomkraftwerk ist geplant, das allein über eine Milliarde US-

Dollar kosten wird. Allerdings wird ein Großteil der neuen Energie auch aus der Kohle kommen. Mitte 2014 wurden mehrere große Kohlekraftwerke ausgeschrieben. Die Investoren kommen aus Asien.

Uganda investiert vor allem in Wasserkraft. Gleich drei Wasserkraftwerke mit insgesamt 1,38 Gigawatt Kapazität sind geplant. Am besten im Geschäft sind die Chinesen.

Das Gleiche gilt auch für Sambia. Bereits 2010 hat es 1,5 Milliarden US-Dollar in das Kafue-Gorge-Kraftwerk investiert. Und das ist nur eines von mehreren chinesischen Projekten.

Auch die Nigerianer wollen stark ausbauen. Ihr größtes Projekt ist der Drei-Gigawatt-Mambilla-Damm. 2014 war Baubeginn für ein Konsortium unter Führung der Chinesen.

Angola will 23 Milliarden US-Dollar bis 2017 investieren. Weitere Investments sollen folgen mit dem Ziel, die Stromproduktion von knapp zwei Gigawatt auf neun Gigawatt zu erhöhen. Vor allem die Chinesen und die Brasilianer sind dabei groß im Geschäft. Das wichtigste Einzelprojekt ist der Laúca-Damm in der Provinz Kwanza Norte, der bei einer Investition von knapp vier Milliarden US-Dollar bereits 2017 eine Kapazität von zwei Gigawatt haben wird. Gebaut wird der Damm von den Brasilianern, die einen Kredit über zwei Milliarden US-Dollar dafür gegeben haben.

Mosambik setzt hauptsächlich auf Wasserkraft, Kohle und Gas. Im Sommer 2014 wurden Aufträge für zwei Wasserkraftwerke an die Brasilianer vergeben, die insgesamt über 800 Megawatt produzieren. Über fünf Gigawatt sollen bis 2020 zusätzlich installiert werden.

Südafrika, der größte Energieproduzent des Kontinents, hängt zu 90 Prozent an Kohlestrom. Bis 2020 will man die Energieproduktion verdoppeln. Deshalb werden zwei neue Kohlekraftwerke gebaut, darunter das größte trockenengekühlte der Welt. 120 000 Tonnen Stahl werden dort verbaut. Die gut 9,5-Milliarden-US-Dollar-Anlage geht 2015 ans Netz. Über Gas-Fracking wird intensiv diskutiert, und knapp sechs Milliarden US-Dollar

werden in erneuerbare Energie investiert: Wind, Solar und Wasser. Und während der Westen die Russen mit Sanktionen unter Druck setzte, reiste der südafrikanische Präsident Jacob Zuma Ende September 2014 nach Moskau, um eine Absichtserklärung für acht russische Atomkraftwerke im Wert von über zehn Milliarden US-Dollar zu unterschreiben. Auch mit Peking verhandeln die Südafrikaner noch. Und trotz der großen Investitionen wird das Defizit im Verhältnis zum BIP nach internationalen Schätzungen 4,9 Prozent in 2015 betragen. Die afrikanischen Staaten sind im Unterschied zu Ländern wie Argentinien nur gering im Ausland verschuldet.

Am Ende dieses kurzen Überflugs über den boomenden Kontinent, bei dem wir uns nicht einmal jedes Land angeschaut haben, müssen wir uns eine Frage stellen. Wie wird Afrika boomen, wenn auch nur die Hälfte dieser Projekte gelingt? Und welche Rolle spielt der Westen noch dabei?

Zugenommen hat bisher vor allem das militärische Engagement der Europäer. Mal wird man von der Afrikanischen Union (AU) um Hilfe gebeten, um die Konfliktwanderdünen in den Griff zu bekommen, mal will man zu Hause innenpolitische Stärke zeigen und von den eigenen Problemen ablenken. Allen voran die Regierung Frankreichs will mit den 2013 begonnenen Interventionen in Mali und der Zentralafrikanischen Republik von ihren innenpolitischen Problemen ablenken. Die Franzosen, die noch in acht ehemaligen Kolonialländern Soldaten stationiert haben, bekämpfen in der Sahel-Zone den internationalen Terrorismus. Andererseits ist vielen Politikern in Frankreich das Engagement in Franceafrique, wie es in Frankreich heißt, schlicht zu teuer. Und auch die Deutschen wollen wieder international mitspielen. Bundespräsident Joachim Gauck hat dies Anfang 2014 gefordert: »Deutschland muss bereit sein, mehr zu tun.« Am schnellsten und am einfachsten politisch umsetzen ließ sich dies in Afrika. Im Norden Malis helfen seit 2014 noch mehr deutsche Soldaten der Armee Malis, die im Norden des Wüstenstaats gegen islamistische Rebellen kämpft. Seit 2003 ist

die EU an sieben Militäreinsätzen in Afrika beteiligt. Auch wird hinter vorgehaltener Hand gemunkelt, dass die 3000 amerikanischen Soldaten, die Obama zur Ebola-Bekämpfung nach Westafrika schickte, die dünne Militärpräsenz der USA auf dem Kontinent aufwerten sollen. Mit dem Afrika-Boom hat das alles wenig zu tun. Inzwischen beginnen sogar die Chinesen auf militärische Präsenz zu setzen. Allerdings aus anderen Gründen: Sie wollen ihre Investitionen schützen. Anfang 2015 entsandte Peking 700 chinesische Soldaten in den Südsudan, um dort die UN-Truppen zu verstärken. China hat nie zuvor Infanterieeinheiten auf eine UN-Mission geschickt. Unter anderem ist die Truppe mit Drohnen, Schützenpanzern und panzerbrechenden Waffen ausgerüstet. Zwei Drittel der südsudanesischen Öl-exporte sollen nach China gehen. Gegen Militäreinsätze ist nichts einzuwenden und Afrika wird auch noch lange nicht ohne sie auskommen, aber sie dürfen nicht das wichtigste Engagement Deutschlands auf dem Kontinent sein. Und sie dürfen auch nicht das zentrale Thema der Medienberichterstattung sein.

»Die Zeit, in Afrika Geschäfte zu machen, ist nicht in fünf Jahren. Die Zeit für Geschäfte ist jetzt«, sagt Obamas Wirtschaftsministerin Penny Pritzker inzwischen zu Recht. Der US-Energieriese General Electric kündigt Investitionen in Höhe von insgesamt 1,5 Milliarden Euro bis zum Jahr 2018 in Afrika an. »Afrika gehört zu den wichtigsten Wachstumsregionen der Welt«, sagte Jeffrey Immelt, der Vorstandsvorsitzende von GE, im Sommer 2014. Im gleichen Jahr starteten die Amerikaner gemeinsam mit der Weltbank ein großes Projekt zu Elektrifizierung Afrikas. Sieben Milliarden US-Dollar will die Weltbank in sechs Fokusländer investieren. Das Geld kommt zusätzlich zu den bereits zugesagten 3,3 Milliarden US-Dollar. Umgesetzt werden sollen die Projekte vor allem von US-amerikanischen Firmen.

Damit heften sich die Amerikaner an die Fersen der Chinesen. Während die Amerikaner 2014 den ersten Afrika-China-Gipfel veranstalteten, die Europäer und die Afrikaner nur unre-

regelmäßig Gipfel ausgerichtet haben, treffen sich die chinesischen Politiker bereits seit 15 Jahren regelmäßig alle drei Jahre mit allen afrikanischen Staatsführern. Nur die Japaner machen dies schon länger. Internationalen Druck bauten jedoch erst die Chinesen auf. »China hat die EU und die USA gezwungen, sich mit Afrika zu beschäftigen«, sagt Nick Westcott, der wichtigste Afrika-Diplomat der EU. Allein zwischen 2005 und 2012 hat China 34 Milliarden US-Dollar in Afrikas Infrastruktur investiert. Weitere 20 Milliarden sollen bis Ende 2015 folgen. So gelingt es Peking, ein Vertrauensverhältnis aufzubauen. Das Hauptquartier der Afrikanischen Union, das 2012 in der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba eröffnet wurde, hat Peking für 200 Millionen US-Dollar gestiftet und gebaut. In vielen Hauptstädten entstehen Konfuzius-Institute, und ab 2015 sendet Chinas Staatsfernsehen CCTV aus Nairobi rund um die Uhr für den Kontinent. Bereits 2007 hat die Industrial and Commercial Bank of China (ICBC) 20 Prozent der Aktien der Standard Bank of South Africa gekauft. Mit 4,3 Milliarden Euro die größte ausländische Einzelinvestition in Afrika. Auch die erste Auslandsreise des neuen Staatspräsidenten Xi Jinping ging nach Afrika. Obama hingegen brauchte sieben Amtsjahre für seine erste Afrika-Reise, und das, obwohl sein Vater aus Kenia stammt.

Der deutsche Politiker, der sich bisher am meisten für Afrika eingesetzt hat, ist mit großem Abstand der ehemalige Bundespräsident Horst Köhler. Als frisch gebackener Chef des Internationalen Währungsfonds reiste er 2000 zum ersten Mal nach Afrika. Als er 2004 Bundespräsident wurde, machte er Afrika zu seinem wichtigsten Thema. Das war für Afrika höchste Zeit, für Deutschland war es noch zu früh. »Afrika als Objekt zu sehen und zu behandeln, haben wir das wirklich überwunden?«, muss Köhler deshalb im März 2014 in Namibia noch fragen. Bundeskanzlerin Angela Merkel hat in neun Jahren immerhin viermal Afrika besucht, und sie hat sich ein paar Monate vor Obama zu Afrika bekannt. »Wir sollten die Chancen Afrikas sehen, nicht

immer nur die Probleme«, sagte Merkel im Frühjahr 2014. »Unser Nachbarkontinent gewinnt an Bedeutung.« Und auch Außenminister Frank-Walter Steinmeier hat den Kontinent nunmehr im Blick: »Wir können uns nicht völlig frei davon machen, dass unsere Wahrnehmung Afrikas vornehmlich durch die Konfliktherde bestimmt wird«, sagte er bei einer Afrika-Reise im Frühjahr 2014 durchaus selbstkritisch. »Das, was sich selbständig entwickelt – wirtschaftliches Wachstum –, das gerät uns regelmäßig aus dem Blickfeld.« Im Herbst ernannte er Georg Schmidt zu seinem Afrika-Beauftragten. Schmidt hatte zuvor im Bundespräsidialamt unter anderem für Horst Köhler die Afrika-Strategie mitentwickelt. Ganz gute Voraussetzungen also, um sich den Schwächen der deutschen Afrika-Politik anzunehmen. Die zeigen sich vor allem daran, wie die deutsche Regierung im Vergleich zu anderen Ländern das Risiko für Geschäfte übernimmt, die kein Mittelständler allein tragen kann. Sie bewertet das Afrika-Risiko höher als die meisten OECD-Länder. Selbst wenn die Länder nach Berechnungen des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank weit entfernt von ihren Maximalverschuldungsgrenzen sind, lehnen es die Deutschen ab, das Risiko für die Geschäfte zu übernehmen. Damit strangulieren sie die deutsche Exportwirtschaft. Dass ausgerechnet die führende Exportnation des Westens sich in dieser Frage besonders kleinkariert zeigt, ist schon erstaunlich. Deckungsvoranfragen für Geschäfte mit afrikanischen Staaten scheitern regelmäßig am sogenannten »Interministeriellen Ausschuss« durch ein Veto des Finanzministeriums. Die Entscheidungen zwischen dem Wirtschaftsministerium, dem Auswärtigen Amt und dem Finanzministerium müssen seltsamerweise einstimmig gefällt werden. Oft kommen positive Projektbeurteilungen aus dem Auswärtigen Amt besonders von den lokalen Botschaften, aber auch aus dem Bundeswirtschaftsministerium. Hat das Finanzministerium schlechte Erfahrungen gemacht? »Mit dem öffentlichen Sektor in Afrika jedenfalls nicht«, sagt Helmut P. Gauff, der mit seinen Ingenieurbüros seit 50 Jahren in Afrika

Infrastrukturprojekte betreut, und das in mehr als 40 Ländern. Er ist mit seinen 83 Jahren der Doyen der deutschen Afrika-Wirtschaft: »Nie war es so sicher, dass die Afrikaner ihre Rechnungen bezahlen, wie heute.« Die Entscheider im Finanzministerium denken eben nicht unternehmerisch. »Sie sind, was die Einschätzung Afrikas betrifft, im letzten Jahrhundert stehen geblieben.«

Mitte Dezember 2014 gibt es endlich Zeichen des Umdenkens. Die Bundesregierung will künftig staatliche Exportgarantien für Geschäfte deutscher Unternehmen im südlichen Afrika gewähren. Dies kam vor allem auf Druck von Außenminister Frank-Walter Steinmeier zustande. Finanzminister Schäuble lenkte ein, als seine Beamten feststellten, dass der Bund an den Kreditversicherungen sogar verdient, und zwar 800 Millionen Euro im Jahr. Diese Entscheidung war allerhöchste Zeit, denn der Wettbewerb um das afrikanische Geschäft hat nun auch die deutsche Wirtschaft erfasst. Mächtige Verbände melden sich zu Wort. Wer hätte gedacht, dass man in Deutschland Anfang 2014 folgende Meldung lesen würde: »Für den deutschen Maschinenbau war Afrika 2013 der einzige Lichtblick.« Dies verkündete der Verband Deutscher Maschinen- und Anlagenbau (VDMA). Während die Nachfrage selbst in Asien um 3,7 Prozent zurückging, stieg sie in Afrika um 17 Prozent an. »In Afrika verändert sich eine ganze Menge«, sagte VDMA-Präsident Reinhold Festge, »diese Entwicklung haben wir Deutschen lange nicht gesehen.« Das Volumen sei zwar noch bescheiden, aber Festge sieht den »Beginn einer langen Wachstumsperiode«. Der Bundesverband der deutschen Industrie (BDI) verkündete im Herbst 2014, dass 89 Prozent seiner Mitglieder ihr Afrika-Engagement verstärken wollen. Der Verband nennt Afrika einen »Chancenkontinent« und erhebt ihn zum Schwerpunktthema. Er veröffentlicht eine umfangreiche Strategie zu Subsahara-Afrika. Ziel des Verbands ist es, nun Druck auf die Bundesregierung auszuüben, damit Rahmenbedingungen entstehen, die sowohl für die Bürger in Afrika als auch für die deutsche

Industrie Vorteile bringen. Afrika macht erst zwei Prozent des Außenhandelsvolumens der deutschen Wirtschaft aus. »Das ist stark ausbaufähig«, sagt auch Bundesentwicklungsminister Gerd Müller. »Viele afrikanische Staaten haben enorme Wachstumsraten. Der afrikanische Kontinent mit seinen jungen Menschen bietet hervorragende Investitionschancen.« Die Messe Frankfurt, stets ein Frühindikator für wirtschaftliche Entwicklungen, kaufte sich im Frühjahr 2014 in das südafrikanische Messegeschäft ein. »Jetzt kommt endlich die Zeit des Aufbruchs«, sagt Christoph Kannengießer, der Hauptgeschäftsführer des Afrika-Vereins der deutschen Wirtschaft.

Vor allem die Europäer sollten das größte Interesse daran haben, dass es Afrika gut geht. Bleibt der Aufstieg Afrikas stecken, haben sie die größte Last zu tragen, und nicht etwa China, Indien oder Amerika. Denn die Afrikaner werden nach Europa flüchten.

Die Aufholjagd des Westens wird allerdings schwierig. Der finanzielle Spielraum der alten Industrienationen bezüglich Afrika ist deutlich geringer als der der Asiaten oder der arabischen Staaten. Europa ist zwar als Staatengemeinschaft noch der größte Handelspartner der Afrikaner, aber der China-Handel wächst so stark, dass die Chinesen die Europäer noch in diesem Jahrzehnt ablösen werden. Seit der Jahrtausendwende hat China den Handel mit Afrika um durchschnittlich 32 Prozent im Jahr gesteigert. Daran muss sich der Westen nun messen lassen. Den Vorwurf, die Chinesen kämpften mit unfairen Mitteln, weil sie ihre Wirtschaftsverträge nicht mit Zielen der guten Regierungsführung verbinden, kann man erheben. Die Schlussfolgerung daraus, der Westen sei gut und die Chinesen skrupellos, ist jedoch falsch. Beide setzen in der gegenwärtigen Entwicklungsphase Afrikas andere Schwerpunkte: Dem Westen ist Mitbestimmung wichtiger als Stabilität. Peking hält Stabilität für wichtiger, übrigens auch im eigenen Land, und ist damit im Vergleich zu Indien nicht schlecht gefahren. Und fast noch wichtiger: Der Ton macht die Musik in der Zusammen-

arbeit. Vielen im Westen muss erst noch klar werden, dass sie nicht die Erziehungsberechtigten Afrikas sind. Die meisten Chinesen, Inder oder Brasilianer kommen gar nicht auf diese Idee. Das bedeutet wiederum nicht, der Westen habe keine wertvollen Erfahrungen anzubieten. Das Interesse Afrikas an Rechtssicherheit, Transparenz und Mitbestimmung wird täglich größer, eben auch bei Politikern, sei es, dass sie wie gesagt von der neuen Mittelschicht gezwungen werden, oder dass sie dies als Wettbewerbsvorteil bei der Werbung um zukünftige Investoren sehen. Doch zu Good Governance zwingen lassen wollen sich die Afrikaner eben nicht mehr.

Deshalb kommen herablassende, ideologiegeladene Texte nicht mehr gut an, nach dem Motto: Geld von Vorreitern in Sachen Mitbestimmung und freiem Wettbewerb gibt's nur, wenn ihr dies und das macht. Stattdessen geht es um Angebote in der Partnerschaft einer multipolaren Weltordnung: Schaut mal, was wir hier entwickelt haben in den letzten Jahrhunderten. Vielleicht taugt das ein oder andere auch für Afrika. Das mag kurzfristig euren Spielraum einschränken, langfristig macht es euch stärker.

Zum dritten Mal in der Geschichte entbrennt ein Wettbewerb um Afrika. Vor 130 Jahren war es der Wettbewerb der Kolonialmächte darüber, wie sie Afrika unter sich aufteilen. Im Kalten Krieg hatten die afrikanischen Länder nur die hochideologische Auswahl zwischen der Sowjetunion, dem Westen und dem »blockfreien« China. Bei der neuen Wettbewerbswelle zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist das anders. Die Schlange der Interessenten ist lang, das Gerede von Neokolonialismus damit Unsinn. Denn Kolonialismus bedeutet, dass die Kolonialiserten keine Wahl haben. Im Afrika-Boom jedoch ist das Gegenteil der Fall.

Unter den vielen Wettbewerbern, die ihnen den Hof machen, entscheiden die Afrikaner nun zum ersten Mal in ihrer jüngeren Geschichte selbst, mit wem sie wie zusammenarbeiten. Und sie sind auch selbst für die Ergebnisse verantwortlich.